

International

Der Iran im arabischen Frühling

«Das Regime spürt, dass es seine Glau...

Iran-Kenner John W. Limbert erklärt, weshalb der arabische Frühling die Spannungen in der Teheraner Führung v...

Mit John W. Limbert sprachen Luciano Ferrari und Christof Münger

Der iranische Präsident Mahmoud Ahmadinejad gilt als Hardliner. Doch selbst er steht nun in der Kritik der religiösen Führer und des konservativen Parlaments. Weshalb? Die islamische Revolution im Iran scheint weiterhin ihre eigenen Kinder zu fressen. Mit jeder neuen Generation von noch radikaleren Hardlinern, wie Ahmadinejad, die an die Macht kommen, wendet sich das System gegen sich selbst. Das spaltet die regierende Elite, das Regime zerfleischt sich selbst.

Aber war Ahmadinejad nicht der Mann der Ayatollahs? Das wurde so interpretiert, weil sich das geistliche Oberhaupt des Landes, Ayatollah Ali Khamenei, hinter ihn stellte, als die Proteste von 2009 sich vor allem gegen die Wahl von Ahmadinejad richteten. Viele sagten aber bereits damals, Khamenei habe an Autorität verloren, weil er sich direkt ins politische Geschäft eingemischt habe. Diesen Eindruck scheint er jetzt korrigieren zu wollen. Der Iran hat eine lange Geschichte von Präsidenten, die jeweils fälschlich meinten, sie seien tatsächlich «Präsidenten». Das geht zurück bis 1980. Khatami, Bani Sadr und andere. Allen diesen Präsidenten wurde von der geistlichen Führung früher oder später klargemacht, dass ihre Macht beschränkter ist, als sie selbst glaubten. Ahmadinejad hat seine Macht offenbar auch überschätzt. Und nun wird ihm eine Lektion erteilt.

Hat der arabische Frühling den regierungsinternen Konflikt im Iran zusätzlich angeheizt? Ich vermute es, kann es aber nicht beweisen. Die Blamage, die der Iran durch die arabischen Revolutionen erlitten hat, könnte durchaus die Spannungen in der Führung verstärkt haben. Wenn ein Land eine schwere politische Niederlage erleidet, ist eine mögliche Reaktion, dass die Führung nervös wird, intern Rivalitäten aufbrechen.

Inwiefern hat sich das iranische Regime blamiert? Die Aufständischen in der arabischen Welt haben die Ideen, Slogans und sogar Methoden übernommen, welche die Demonstranten im Iran in der grünen Revolution von 2009 verwendet hatten, mit dem Unterschied, dass sie in Tunis und Kairo erfolgreich waren. Das Regime in Teheran aber entlarvte sich in seiner ganzen Widersprüchlichkeit, als es nun plötzlich behauptete, ein Wandel in Ägypten oder Tunesien sei gut, einer im Iran oder in Syrien jedoch nicht. Mit solchen Einschätzungen gewinnt man nicht viele Anhänger in der eigenen Bevölkerung. Das Regime spürt, dass es seine Glaubwürdigkeit verloren hat.

Hat der Iran durch diese unglaubliche Haltung an Einfluss in der arabischen Welt verloren? Die Frage ist, wie viel Einfluss er zuvor überhaupt je hatte. Der Iran hat zwei grosse Nachteile: Er ist kein arabisches Land, und er ist ein schiitisches Land. Dennoch gab es eine Zeit, da war Khomeini in der arabischen Welt populär. Aber das ist 30 Jahre her. An keiner der aktuellen Demonstrationen von Tunesien bis Syrien sah man Bilder von Khamenei oder Khomeini oder iranische Flaggen. Nicht einmal im mehrheitlich schiitischen Bahrain. Die iranische Revolution von 1979 scheint nicht mehr als Vorbild zu dienen. Die neuen arabischen Aufstände sind etwas ganz Anderes.

Bietet der interne Konflikt dem Westen eine Chance, mit Teheran wieder ins Gespräch zu kommen? Wir werden nie wissen, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist, um auf den Iran zuzugehen. Zumal wir die internen Debatten und Dispute im Iran nicht wirklich verstehen, auch 30 Jahre

nach der islamischen Revolution nicht. Das zeigt sich allein schon an der Tatsache, dass die US-Regierung, als sie 2009 jemanden suchte, der sich im Aussenministerium um den Iran kümmern sollte, ausgerechnet auf mich zukam. Ich war damals bereits 66 Jahre: Sie mussten sozusagen auf eine Art «Irrsinn» zurückgreifen, der bereits auf seinem Altenteil im Jurassic Park graste. (lacht). Ich habe Erfahrung mit dem Iran, ja, aber die liegt weit zurück (siehe nebenstehenden Artikel, die Red.). Doch es gibt keine jüngeren Diplomaten, die dort waren. Allerdings haben wir die interne Dynamik im Iran selbst zur Zeit des Schahs nicht richtig verstanden. Und damals hatten wir eine grosse Botschaft mit viel Personal in Teheran. Aber der Iran hat uns nie wirklich interessiert. Wir wollten nur Waffen verkaufen und den Kalten Krieg gewinnen.

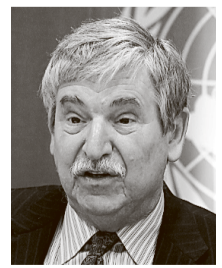
«Wir haben die interne Dynamik im Iran selbst zu Zeiten des Schahs nicht verstanden.»

Der Iran steht zuoberst auf der internationalen Agenda. Da müsste es doch viele Experten geben. Ja und nein. Es gibt viele Leute in Washington, die sich Sorgen machen wegen des Iran. Aber die verfolgen die eine oder die andere parteipolitische Linie und fordern eine Konfrontation respektive Verhandlungen. Was tatsächlich im Land passiert, verstehen wohl selbst nur wenige Iraner, weil das System so geschlossen und kompliziert ist.

Wer ist der richtige Ansprechpartner im Iran? Die Ayatollahs? Der Präsident? Als Aussenstehende können wir die einzelnen Akteure nicht gegeneinander ausspielen. Wir haben es versucht, als wir nur mit ausgewählten Personen sprachen. Diese Strategie hat Ronald Reagan beinahe die Präsidentschaft gekostet. Er glaubte, antisowjetische Gruppen als Gesprächspartner gefunden zu haben. Dann aber flog auf, dass alles nur Betrug war. Meine Haltung ist: Man verhandelt mit jedem, der liefern kann, egal ob es ein Hardliner, ein Softliner, ein Pragmatiker oder ein Moderater ist.

Was würden Sie also jetzt dem Westen empfehlen? Verhandeln? Abwarten? Verhandeln, auch wenn es nicht einfach sein wird. Man muss dranbleiben. Man darf nicht nach den ersten Rückschlägen gleich aufgeben. Leider war das aber das Muster in den bisherigen Verhandlungen. Allerdings war oft auch das Timing

John W. Limbert
Washingtons Experte für den Iran



Der amerikanische Diplomat war während seiner Laufbahn in mehreren arabischen Ländern und im Iran stationiert. In Teheran wurde er 1979 von islamischen Revolutionären als Geisel genommen. John Limbert (Jg. 1943) war im April 2003 der erste zivile Beamte der US-Regierung, der nach Bagdad kam. Von November 2009 bis Juli 2010 diente er im US-Aussenministerium als Stellvertretender Staatssekretär für Iran-Fragen. Mit Limbert wurde dieser Posten erstmals überhaupt besetzt. Kürzlich besuchte er auf Einladung der ETH-Forschungsstelle für Sicherheitspolitik das International Security Forum in Zürich. (TA)

schlecht, weil jeweils nur eine Seite zu verhandeln bereit war. Die konnte dann stets sagen, wir haben es versucht, aber die andere Seite wollte nicht.

Sie selbst waren Staatssekretär für den Iran im US-Aussenministerium. Aber nur für 9 Monate bis Juli 2010. Was ist schiefgelaufen? Gar nichts. Aber niemand glaubt mir das. Als das Angebot für den Job im Aussenministerium kam, ging ich zur Naval Academy, wo ich gerne unterrichtete, und bat um einen Urlaub, um später zurückkehren zu können. Für die Uni ist das nicht so einfach, weil sie die Lehrer braucht. Aber man sagte mir, ich solle die Sache sechs Monate lang machen. Daraus wurden dann neun. Länger aber konnte ich die Uni nicht hinhalten. Immer, wenn ich in der Cafeteria auftauchte, wurde ich gefragt: Und, hast du das Problem schon gelöst?

Was haben Sie geantwortet? Offen gesagt: Die Dinge liefen nicht sehr gut. Nach dem vielversprechenden Start der Regierung Obama passierte bald nicht mehr viel. Und die Bedeutung der Sanktionen in unserer Iran-Politik wurde immer grösser. Dafür aber brauchten sie mich nicht.

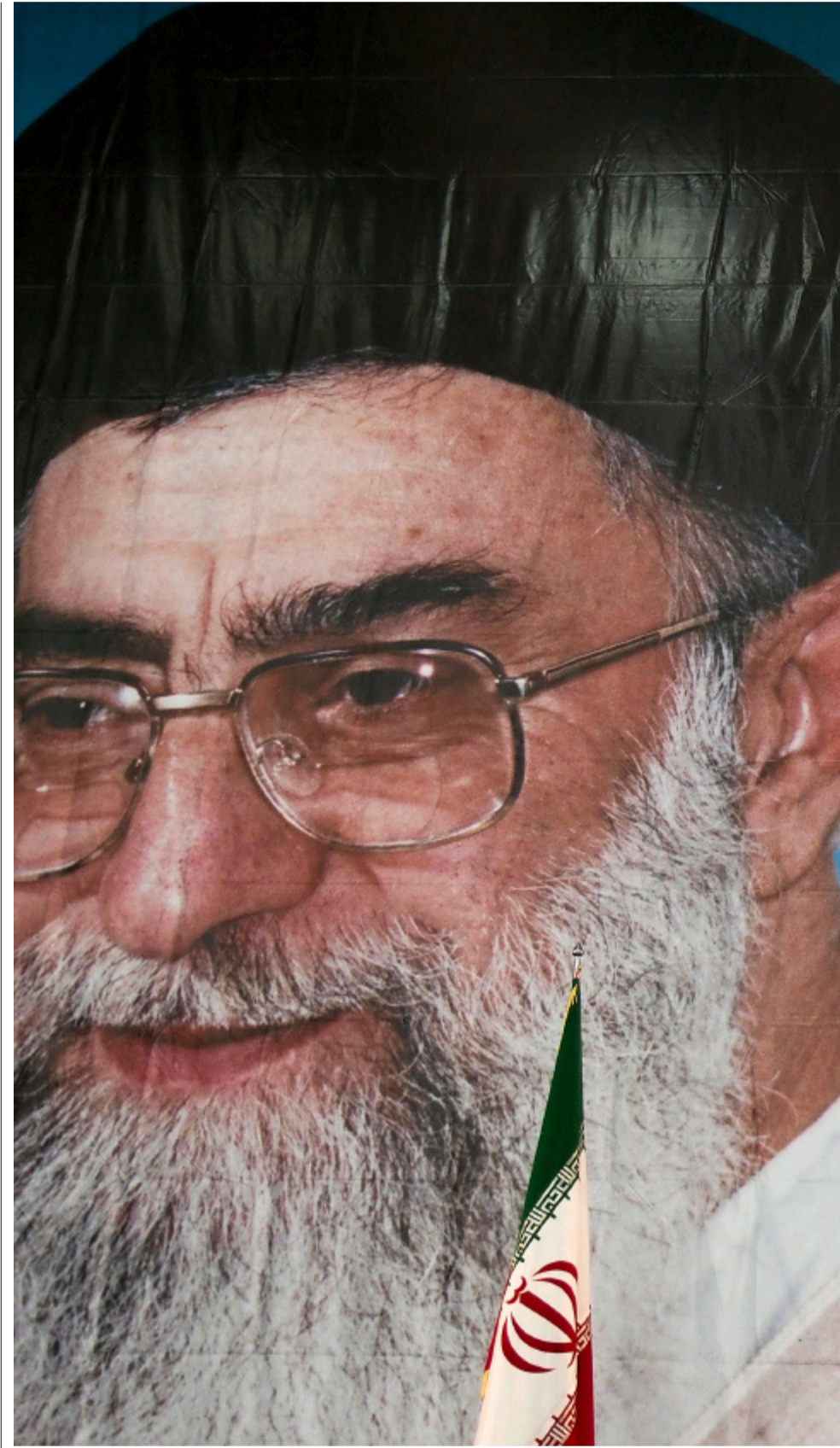
Was hätte denn aus Ihrer Sicht geschehen sollen? Zum Beispiel ein weiteres Treffen zwischen dem Vize-Aussenminister William J. Burns und dem iranischen Unterhändler Saeed Jalili. Seit Barack Obama im Amt ist, gab es aber nur ein bilaterales Treffen auf so hoher Ebene.

War es denn falsch, den Iranern direkte Gespräche vorzuschlagen, wie Obama es getan hat? Nein, das war eine gute Idee. Weshalb es nichts gebracht hat, weiss ich nicht. Da müssen Sie die Iraner fragen. Das Timing war schlecht, weil Obamas Angebot mit den iranischen Präsidentschaftswahlen 2009 zusammenfiel, die sehr ungünstig verliefen aus unserer Sicht. Danach wurde es immer schwieriger. Das Treffen zwischen Burns und Jalili im Genf vier Monate nach der Wahl scheiterte. Allerdings hat Obama die Iraner wohl etwas überrumpelt. Sie wussten nicht, wie sie reagieren sollten. Obamas Vorgänger war viel klarer in seinen Aussagen, als er von «der Achse des Bösen», «Regimewechsel» und davon sprach, dass «wahre Kerle nach Teheran gehen». Darauf zu reagieren, ist viel einfacher. Obama sandte den Iranern Neujahrsgrüsse, zitierte persische Poesie und sprach von gegenseitigem Respekt.

Haben Sie diese Rede entworfen? Ich wünschte, ich hätte. Aber die Rede wurde vor meiner Ankunft im Aussenministerium geschrieben. Wäre ich involviert gewesen, hätte ich aber empfohlen, es genau so zu machen. Zum Glück haben wir einen Präsidenten, der selber weiss, wie man eine solche Rede hält.

Wie sollte Obama fortfahren? Der nicht drohende und nicht predigende Ton ist richtig, weil er einen feinen Druck ausübt auf die Iraner. Es ist schwierig für sie, zu antworten. Es ist viel einfacher, auf einen Feind zu reagieren. Und Präsident Bush war für sie wohl ein Feind. Präsident Obama ist für das Regime gefährlicher, denn er ist ein Rivale, wenn es um die Herzen der Iraner geht. Das persische Wort für Rivale ist dasselbe wie für eine Nebenfrau, die jünger ist, attraktiver und deshalb gefährlicher als ein Feind. Diese Strategie Obamas ist immer noch gut, weil es die alte Rhetorik des iranischen Regimes vom «grossen Satan» USA diskreditiert.

Wurden Sie aus dem Jurassic Park geholt, um diese Politik weiterzuentwickeln? Sie wollten etwas versuchen. Das Problem war, dass es in der Regierung niemanden mehr gab, der Erfahrung hatte



Der Präsident Mahmoud Ahmadinejad vor dem überlebensgrossen Poster des geistlichen Ober...

Wie der US-Botschafter die Schweiz u...

John Limbert war eine der Geiseln, die 1979 von den Iranern in der US-Botschaft festgehalten wurden. Seither hat er eine besondere Beziehung zur Schweiz.

Von Christof Münger und Luciano Ferrari

Am 4. November 1979 besetzten iranische Studenten die amerikanische Botschaft in Teheran und nahmen über 60 Botschaftsangehörige als Geiseln. Unter ihnen war auch John W. Limbert. Der damals 37-jährige Diplomat hatte nur drei Monate zuvor seinen Posten als politischer Berater in der US-Botschaft angetreten. Limbert und die anderen Geiseln blieben 444 Tage in der Gewalt der Iraner. Diese Zeit sei «furchtbar und schrecklich» gewesen, erinnert er sich im Gespräch mit dem «Tages-Anzeiger». «Aber das ging vorbei und war zeitlich begrenzt.»

Den iranischen Hitzköpfen, die damals während der islamischen Revolution die amerikanische Botschaft ge-

stürmt haben, macht er keinen Vorwurf mehr. «Sie waren zwischen 18 und 20 Jahre alt. Auch ich beging viele Dummheiten, als ich so alt war.» Limberts Anklage richtet sich vielmehr gegen deren Führer: Revolutionsführer Ayatollah Khomeini und seine Entourage wussten genau, dass die Geiselnahme alle internationalen Regeln verletzte. Sie hätten aber die Aktion nicht verurteilt, geschweige denn gestoppt, sondern für ihre Zwecke genutzt.

Das erste freundliche Gesicht Bis heute behauptete das geistliche Oberhaupt Ayatollah Ali Khamenei, die Geiselnahme sei eine gute Sache gewesen, kritisiert Limbert. «Es ist das eine, etwas Abscheuliches zu tun. Das kann vorkommen. Aber es ist etwas anderes zu sagen, diese Abscheulichkeit sei etwas Gutes gewesen.» Gleichzeitig räumt Limbert ein, dass dies auch für sein eigenes Land gelte. Die USA hätten 1953 den Putsch gegen den demokratisch gewählten iranischen Premier Mohammed Mossadeq von eben jener Botschaft in Teheran aus unterstützt, in der er 1979 bis 1981 als Geisel festgehalten wurde. «Das war

«Subwürdigkeit verloren hat»

erstärkt hat. Im Moment sei aber im Atomstreit kein Durchbruch zu erwarten.



haupts des Landes, Ayatollah Ali Khamenei, sowie von Revolutionsführer Ayatollah Ruhollah Khomeini. Foto: Morteza Nikoubazl (Reuters)

und ihre Diplomatie schätzen lernte

ebenso beschämend.» John Limbert kam zusammen mit den anderen amerikanischen Geiseln am 20. Januar 1981 frei, «dank der Hilfe unserer Schweizer Kollegen», wie er sagt. «Der Botschafter in Teheran, Erik Lang, war seit langem das erste freundliche Gesicht, das ich damals sah.» Ausserdem seien er und seine Mitgeiseln mitten in der Krise von zwei Schweizer IKRK-Delegierten besucht worden. «Deshalb habe ich eine besondere Beziehung zur Schweiz.» Der Zürcher Historiker Thomas Fischer bestätigt in seiner Studie «Die Rolle der Schweiz in der Iran-Geiselnkrise», dass Botschafter Lang persönlich sichergestellt habe, dass alle Gefangenen tatsächlich «auch auf das Flugzeug in die Freiheit gebracht wurden».

Da die US-Botschaft nach der Stürmung lahmgelegt war, hatte Washington die Schweiz zunächst um informelle Unterstützung gebeten. Doch als am 24. April 1980 die von US-Präsident Jimmy Carter angeordnete militärische Befreiungsaktion scheiterte, brachen Washington und Teheran ihre diplomatischen Beziehungen ab. Aus dem inoffiziellen Mandat für die Schweiz wurde

nun ein offizielles. Fortan vertrat sie als Schutzmacht die amerikanischen Interessen. Botschafter Lang, der «ausgezeichnete» Kontakte zum iranischen Aussenminister unterhielt, diene als Kurier der Amerikaner, schreibt Fischer. Via den sogenannten «Schweizer Kanal» Washington-Bern-Teheran übermittelte Präsident Carter den iranischen Machthabern persönliche Nachrichten.

«Grosser Respekt vor Schweiz»

Ausserdem konnten auf diesem Weg die Angehörigen in den USA den Geiseln Briefe zukommen lassen. Und selbst die Iraner benutzten in umgekehrter Richtung diesen Kanal. Vor allem aber entwickelte sich Botschafter Lang für die Amerikaner zum «hauptsächlichen Informationslieferanten» über das, was in Teheran geschah. Daneben hätten die USA allerdings auch noch auf anderen Wegen versucht, eine Lösung der Geiselnkrise herbeizuführen, schränkt Fischer auf Anfrage die Bedeutung des «Schweizer Kanals» ein.

Die Schweiz vertritt bis heute die Interessen der USA im Iran. «Im amerikanischen Aussenministerium hat man

grossen Respekt vor dem, was die Schweizer als Schutzmacht getan haben und immer noch tun», sagt Limbert. So sei die aktuelle Botschafterin Livia Leu Agosti zum Beispiel sehr hilfsbereit und hilffreich gewesen, als 2009 drei Amerikaner im Iran verhaftet wurden.

Angesprochen auf den Schweizer Versuch von 2003, im Atomstreit zu vermitteln, regt sich der US-Botschafter noch heute auf: «Es ist eine Schande, wie die USA damit umgegangen sind.» Doch damals habe man in Washington an «Selbstüberschätzung» gelitten. Nach dem Fall von Bagdad hätten «gewisse Leute» gedacht, man könne dasselbe mit dem Iran machen. Das sei eine «komplette Fehlbeurteilung» gewesen, wenn man bedenke, was dem Irak noch bevorstand. «Auch deshalb hat man diesen Vermittlungsversuch der Schweiz nicht ernst genommen.» Allerdings stand auch Teheran nicht voll dahinter. Limbert, bis vor einem Jahr Staatssekretär im US-Aussenministerium für Iranfragen, hätte nichts einzuwenden gegen weitere Schweizer Initiativen: «Meine Sicht ist, was immer hilft, hilft. Und wer es macht, den bewundere ich.»

mit dem Iran. Kaum jemand spricht die Sprache. Ich gab persisch sprechenden Radiostationen viele Interviews, zum Beispiel dem persischen Service von BBC, der Deutschen Welle oder Voice of America. Auch zu iranischen Staatssendern sprach ich in deren Sprache und ohne drohenden Ton. So wurde es schwieriger für das Regime, die USA als Erzfeind zu brandmarken.

Sie sind mit einer Iranerin verheiratet und haben sich zeitlebens mit dem Iran befasst. Was fasziniert Sie so an diesem Land?

Das erste Mal reiste ich 1962 in den Iran. Alles war neu und beeindruckte mich. Seither ist dieses Land Teil meines Lebens. Und ich lerne immer noch dazu. Vielleicht ist es diese Fähigkeit der Iraner, uns zu überraschen. Vielleicht ist es die enorme Kreativität dieser Leute. Sie haben weltweit einige der grossartigsten Werke der Literatur und der Kunst geschaffen. Auch die Geschichte und ihre Kontinuität fasziniert mich. Geht man 2000 Jahre zurück, oder 1000 Jahre oder 500, sieht man immer Dinge, die einem bekannt vorkommen.

Zum Beispiel?

Von meiner Ausbildung her bin ich Mediävist. Ich wurde Diplomat, weil ich als Akademiker keinen Job fand. Ich untersuchte die Stadt Shiraz im 14. Jahrhundert. Es war die Zeit von Poet Hafez (1325/26-1389/90, die Red.), der Weltliteratur schrieb. In der Stadt lebten auch sonst viele kreative Menschen, die Gedichte schrieben, grossartige Häuser bauten, Kalligrafien machten und so weiter - eine künstlerische Blüte. Dagegen bestand die Regierung in diesem Stadtstaat aus religiösen Fanatikern, Heuchlern, brutalen Leuten. Und heute: So viel hat sich nicht geändert in 700 Jahren. Auch heute gibt es viele Kreative im Iran: Blogger, Filmemacher, Menschenrechtsanwälte, Journalisten. Und im Vergleich dazu diese Regierung! Die Iraner hätten etwas Besseres verdient.

Ist dies das Schicksal des Iran?

Der iranische Zivilisation ist 2500 Jahre alt. Es gibt nicht viele Gesellschaften, die so alt sind. Ein Geheimnis, weshalb diese Kultur so lange überlebte, könnte darin liegen, dass die Iraner fähig waren, sich den verschiedenen politischen und religiösen Veränderungen anzupassen. Sie sagten sich, o.k., derzeit ist unser Herrscher der Schah, also salutiere ich dem Schah. Nun haben wir eine Theokratie. Also lasse ich mir einen Bart wachsen und benutze arabische Wörter. Sie reagieren so, weil niemand sie je gefragt hat, was für eine Regierung sie gern hätten. Ihnen wird gesagt, das ist, was du bekommst, passe dich an. Viele Bezüge darauf findet man in Hafez' Poesie, in der er den grossen Wert der Heuchelei beschreibt.

Nun sind Sie zurück an der Uni und lehren US-iranische Beziehungen. Hat Obama die Hoffnung auf eine Entspannung aufgegeben?

Bevor ich meine Arbeit beendete, fragte ich im Aussenministerium nach, ob meine Anwesenheit allenfalls helfen könnte, die Beziehungen zum Iran zu verbessern. Realistisch betrachtet sei dies nicht der Fall, wurde mir beschieden. Und es gibt tatsächlich keine Zeichen, dass es bald zu einem Durchbruch kommen könnte. Jalili setzt alles daran, Burns - wo auch immer - nicht über den Weg zu laufen. Er weicht ihm aus oder sagt, er habe Kopfschmerzen, wenn man ein Treffen vereinbaren will. Ich glaube, damit macht der Iran einen grossen Fehler. Denn es gibt in Washington nicht viele so hohe Regierungsbeamte, die bereit sind, sich die iranischen Bedenken anzuhören. Burns ist einer der wenigen. Wenn sie nicht mit ihm reden, mit wem wollen sie dann sonst reden?

Spielt der Iran auf Zeit? Die USA verlassen den Irak, dasselbe gilt für

Afghanistan. Ägypten wird sich neu ausrichten, Saudiarabien möglicherweise noch konservativer. Dazwischen ist der Iran. Ist es nicht vernünftig, vorerst abzuwarten?

Man kann das von Teheran aus auf zwei Arten sehen: Man kann behaupten, die Amerikaner hätten den Iran umzingelt. Sie sind in Afghanistan, im Irak sowie im Persischen Golf; und Gott weiss, was sie in Zentralasien oder im Kaukasus machen. Auch verfügen sie über Nato-Basen in der Türkei. Dabei ist der Iran ihr eigentliches Ziel. Viele Iraner sind tatsächlich dieser Auffassung: Was immer die USA tun oder lassen, so glauben sie, Washington ist nur am Iran interessiert, weil es die Demütigung der Geiselnkrise nie überwunden hat. Dafür wollten sich die Amerikaner rächen.

Und wie könnte man es auch sehen?

Nun ja, man könnte den Iranern beliebt machen, dass die Amerikaner ihnen mehrere grosse Gefallen getan haben: Sie haben die Taliban vertrieben, die viele Iraner getötet hatten. Dasselbe gilt für Saddam Hussein und Osama bin Laden. Die US-Navy hält den Persischen Golf offen, wovon auch der Iran wirtschaftlich profitiert. Die Iraner könnten feststellen, dass sie mit den USA gemeinsame Interessen haben, was die Sicherheit im Irak, in Afghanistan und im Persischen Golf betrifft, und zum Schluss gelangen, dass sie mit den USA reden sollten. Dasselbe gilt für uns: Wir haben mehr gemeinsame Interessen mit dem Iran als mit vielen unserer Freunde.

Glauben Sie, dass der Iran die Atombombe bauen will?

Keine Ahnung. Was ich als Mitglied der Regierung nie sagen konnte, jetzt aber sagen kann, ist Folgendes: Hinter der Politik des amerikanischen Gesprächsangebots an Teheran stand offensichtlich die Annahme, dass wir den Iran nicht stoppen können, wenn er die Bombe bauen will. Deshalb war es in jedem Fall besser, eine gewisse Beziehung aufzubauen. Auch mit den Sowjets haben wir nie aufgehört zu reden.

Weshalb konnten Sie das nicht sagen in der Regierung?

Weil das als Billigung der iranischen Bombe hätte interpretiert werden können. Ahmadinejad sagte, dass der Iran keine Atombombe wolle. Die Entscheidung jedoch, ob der Iran die Bombe baue oder nicht, treffe der Iran und niemand sonst. Weder die USA, noch die UNO, die IAEA, die EU oder sonst jemand könne dem Iran vorschreiben, was er machen müsse. Dieses Modell der iranischen Rhetorik geht weit hinter die islamische Revolution von 1979 zurück. Dem Iran wurde in der Geschichte oft gesagt, was er zu tun habe. Wichtig ist deshalb nicht die Frage, Bombe oder keine Bombe, sondern, wer diese Entscheidung trifft.

Will der Iran also nur nicht, dass ihm etwas aufgezwungen wird.

Genau. Seit dem 18. Jahrhundert haben fast immer Ausländer bestimmt, was im Iran passierte: Ausländer wählten den Schah aus, Ausländer beeinflussten das iranische Recht. Dazu kam der Mythos, die Briten hätten alles zu ihren Gunsten manipuliert. Diese Mischung aus Mythos und Geschichte führte zu dieser Haltung.

Konnten Sie diese Sicht des Iran in Washington etablieren?

Nein. Wenn wir im Westen von der Bombe reden, reden wir vom Atomwaffenperrvertrag, vom Zusatzprotokoll, von Tonnen Uran und Zentrifugen. Die Iraner aber reden von etwas ganz anderem, nämlich von nationalen Rechten, von Respekt und von ihrem Platz in der Welt. Diese Sicht ist jedoch nicht sehr verbreitet in der amerikanischen Bürokratie, weil es unsere Politik ist, den Iran zum Aufgeben zu zwingen. Aber das wird nicht funktionieren.